

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927

210 (10.9.1927) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 210

Nr. 36

Samstag, den 10. September

1927

Deutsches Studentenleben vor dreihundert Jahren

Von Prof. Dr. M. Köppler

Ein sehr anschauliches Bild vom Akademischen Leben im 16. Jahrhundert zeichnen uns die Studentenkomödien. Sie sind Ableger des beliebten biblischen Dramentoffes vom verlorenen Sohne: ein verzärteltes Mutterjüngchen verläßt das Elternhaus, verpraßt in liederlicher Gesellschaft sein Vermögen und kehrt von Hunger und Reue getrieben nach Hause zurück.

Albert Widgrebe, der 1619 als Prediger in Altona bei Hamburg starb, schildert z. B. in seinem zum Jubiläumsjahre 1600 verfaßten „Cornelius relegatus“, den der Pastor Johannes Sommer ins Deutsche übersezte, das Rostocker Studentenleben so genau, daß sich aus den Universitätsakten fast für jede Szene ein Seitenstück anführen läßt. Der Titel ist dem damaligen Universitätsjargon entnommen. Cornelius (mit dem abgeleiteten Tätigkeitswort cornelizare, cornelisieren) bedeutete jede Art physischen und moralischen Kazenjammer, graues Elend usw.

Der erste Akt verlegt uns in die Heimat des Cornelius. Der Jüngling ist der Brügel, die er in der Stadtschule bekommt, müde, und seinen inständigen Bitten, eine Universität besuchen zu dürfen, gibt der Vater nach schweren Bedenken endlich nach. Der Sohn vermag seine Freude kaum zu verbergen, weshalb ihm die Eltern ein wohlgerüstet und geschüttelt Maß von guten Lehren, Ermahnungen und Warnungen mit auf den Weg geben. Kaum sind sie fort, so macht Cornelius seiner Freude Luft. In seinem Zübel verrät er, daß er keineswegs ein Musterknabe ist, zu dem sich der Vater eben noch selbst gratuliert hat. Schon als Schüler hat er seinem Vater manchen Taler mit falschen Vorspiegelungen abgelockt, statt in der Schule bei seiner Euxenie gefesselt und nun, als Student, will er seine Wechsel durchbringen, so lustig er kann, will „seine Landsleute laden zu Gast. Und hauen weidlich auf den Quast. Will kaufen, schleimen, demnen, spielen. Als muß es gehn nach seinem Willn“. Er will tausend Lügen dichten, damit sein Vater Geld schießt, und wenn es nicht reicht, wird er Schulden machen.

Er geht, um sich von seinem Schatz zu verabschieden. Sie rät ihm zu einem bürgerlichen Berufe in der Heimat. Aber er will nicht Krämer, sondern Jurist werden. Geschenke und Kräfte tauschend trennen sie sich endlich. Aber Cornelius zeigt auch hier, daß er es faustdid hinter den Ohren hat. „Ist das Glück gut, wenn ich komme hin, so kommt mir ein ander' in Sinn“, meint er.

Unter liederlichen, studierenden Landsleuten taucht Cornelius in Rostock auf. Sie schimpfen, daß ihre Väter, die dummen Greise, ihm kein Geld für sie mitgegeben haben. Aber Cornelius ist ja ein stinkender Bran (Neuling, heute Fuchs), der erst durch die Deposition zum Studenten gemacht werden muß. Einer von dem sauberen Kleeblatt verprügelt, durch ein gutes Trinkgeld den Depositor milde stimmen zu wollen. Cornelius gibt dafür einen Taler, aber kaum hat er den Rücken gewendet, da wird das Geld unter Hohnlachen verjubelt.

Nun folgt die drastisch veranschaulichte Deposition. Cornelius und sein Schicksalsgenosse Simon erhalten einen Strich um den Hals, den Seckenhut und das Narrenkleid. Auf falsche Antworten werden sie mit dem Bullenpfeil geprügelt. Eine scheußliche Medizin soll ihnen die Verliebtheit aus dem Kopfe ziehen; denn in der Tasche des Cornelius hat sich ein Brief der Eugenie gefunden. Hierauf wird ihnen der Elefantenzahn ausgebrochen, sie müssen sich niederlegen, und Schultern, Rücken und Gefäß werden gehobelt. Cornelius zahlt als Trinkgeld an den Oberpfeil eine Lübecker Mark.

Dann muß sich Cornelius vor dem Dekan der philosophischen Fakultät über seine Kenntnisse der Schriftsteller und der Altertümer ausweisen, was ihm ganz gut gelingt, und wird für eine Gebühr von 2 Gulden immatrikuliert.

Bald ist er nun mitten drin im studentischen Saus und Braus. Er bestellt für sich und seine Freunde Grillus und Sorgius ein Mahl: zwei Kapannen, zwei Enten, eine Gans, eine tüchtige Hammelkeule, zwei Karpfen, Krammetsvögel und Wurst. Gegen ein gutes Angelod wird die Wirtin sehr gefügig. Die Tochter Rubentia soll mit der Magd Trullullula auf den Markt gehen. Sie muß sich aber erst die Haare ordnen, und Cornelius benutzt die Gelegenheit, ihr einige Schmeicheleien zu versetzen. Um sechs Uhr erscheint er wieder mit seinen Genossen, und das Mahl beginnt. Nach allen Regeln des Komments kommen sich die drei Genossen Gänge und Salbe, ohne abzusehen, in drei Bügen, in die Welt usw. Als keiner mehr essen kann, müssen

Musikanten kommen, und Cornelius geht, um die Wirtstochter zu holen. Der Wirt und die beiden andern gehen indes weiter und kommen sich den „lateinischen Lumpen“ und „Kurle murle, puff“. Cornelius wird mit einem „Schulzenhopp“ begrüßt, worauf Grillus Nagelprobe fordert. Beim Kartenspiel verliert Cornelius an Rubentia Eugenas Abschiedsgeschenke, einen Ring und ein goldenes Kreuz. Inzwischen sind die Genossen eingeschlafen. Er weckt sie und verlangt, daß sie entweder „frisch auslaufen“ oder sich nach Hause packen. Grillus jammert über Kopfweh, Sorgius „göft aus dem Hals“. Endlich gelingt es, die Gesellschaft auf die Straße zu schaffen, wo die kühle Nachtlust den Weindunst etwas zerstreut. Ja, man findet, daß der Durst noch nicht ganz gelöscht ist und sucht einen Krämer Asmus auf, der einen Weinschant betreibt. Als er nicht öffnen will, überschütten ihn die Studenten mit einem Hagel von Schimpfwörtern und gehen dazu über, ihm Tür und Fenster einzuschlagen. Da kommt der „Schergant“ Hansius mit seiner Mannschaft. Die „massen Käste“ werden überwältigt und Cornelius und Grillus in das „Sinkenbauer“ abgeführt, während Sorgius entkommt.

Bei den Verhandlungen vor Rektor und Assessor erklären sich die Angeklagten natürlich für ganz unschuldig. Und als der entnommene Dritte erwähnt wird, hat der alles allein begangen. Wie er heißt, davon haben sie keine Ahnung. Der „Schergant“ ist ein Lügner und Studentenfeind. Aber die Beweise sind erdrückend, und die Übeltäter werden zu dreißig Gulden Strafe oder acht Tagen schweren Gefängnisses verurteilt. Auf die Frage, welche Strafe sie vorziehen, antwortet Cornelius, daß ihnen beide nicht gefallen, doch entscheiden sie sich schließlich für die Geldbuße, die auf ihre Bitten um die Hälfte ermäßigt wird. Auch müssen sie Urfehde schwören:

„Ich Cornelius und ich Grill
Bekenne gern und freiwillig
Daß ich dem Weinschant freventlich
Die Tür gestürmt, Fenster zerklagen,
Ihn gelästert, gedreht zu schlagen,
Daß der Wachtmeister recht getan,
Daß er mich geklaget an,
Und daß der Herr Magnifikus
Mir auferlegt ein billig Geldbuß,
Und daß ich's nimmermehr will rächen,
Solch's tu' ich an Eidesstatt versprechen,
So wahr mir Gott helf in sein Reich.“

Der nächste Akt spielt etwa ein Jahr später. Cornelius verachtet schon das Studium und will lieber mit einem alten Kommilitonen, der weniger mit Ruhm und Geld als mit ungarischen Räufen aus dem Türkenkriege heimgekehrt ist, das Leben genießen. Wieder veranstaltet er ein Gelage. Aber jetzt ist das Trinken die Hauptsache, und vom Wein ist man zum Bier herabgestiegen. Rostocker, Hamburger, Zerbstler und Broihan (aus Hannover) werden für die besten Sorten gehalten. Von seinem Familius und dem Jungen erfahren wir, wie Cornelius jetzt sein Leben führt. Wenn er die Nacht durchgezogen hat, schnarcht er bis drei Uhr im Bett, dann bringt er den Rest des Tages mit dem Spiel hin, bis es Zeit ist, wieder zur Kneipe zu gehen. Aber während man lustig den Becher schwingt, zieht sich das Unwetter über Cornelius zusammen. Es kommt ein Vote aus der Heimat und berichtet, daß die Eltern den Sohn wegen seines Lotterlebens enterbt haben. Der Krämer, bei dem Cornelius hat antreiben lassen, ist in Verzweiflung und trommelt auch die andern Gläubiger zusammen. Vereint zieht die Schar der Manichäer zum Rektor und beklagt sich: der Wirt fordert 100 Gulden, der Krämer 111 Mark, der Buchhändler 100 Mark, der Apotheker 18 Gulden, der Weinhändler 30 Taler, der Schneider 12 Gulden, der Chirurg für das Verbinden von Wunden 3 Taler, der Weinschant Asmus 6 Taler, die Wäscherin 3 Taler. Cornelius wird einen Tag lang in allen Kneipen gesucht. Die schlimme Nachricht hat ihn niedergeschmettert und er zerfällt in Reue. In einem Winkel verborgen hört er, wie ihn der Bedell bei Strafe der Exklusion vor den Rektor zitiert. Er wird dort auf zehn Jahre relegiert und muß über alle Schulden Verschreibungen ausstellen. Wild fluchend entfernt er sich. Auf seiner Bude erscheinen die Gläubiger, raffen alles zusammen, was sie fassen können, und als er dazwischentritt, reißen sie ihm die Kleider vom Leibe und bläuen ihn tüchtig durch. Obendrein kommt schließlich noch Rubentia, um ihn mit einem kleinen Cornelius zu beglücken. Er verspricht, für ihn zu sorgen und reißt nach Hause.

Dort findet er es noch schlimmer, als er erwartet hat. Die Eltern sind tot. In den leeren Räumen haust ein Gespenst. Er schaut sich nach einem Stride um. Das Gespenst macht ihn durch Drummen auf einen aufmerksam. Dieser Stride ist der einzige Haustat. Cornelius hängt sich auf.

Aber der Dichter will ihm Gelegenheit geben, ein neues Leben zu beginnen, und verwendet dazu ein uraltes, aus dem Orient überkommenes Märchenmotiv. Der Hafen, an dem der Strid befestigt ist, gibt nach, und als Cornelius aus der Betäubung erwacht, findet er sich zwischen gefüllten Geldsäcken wieder, die aus der entstandenen Öffnung nachgestürzt sind. Die Lust zum Leben kehrt wieder, aber Cornelius will nun auch einen musterhaften Lebenswandel führen. Er wirft sich dem alten Herzog, der in der Nähe der Universitätsstadt bei Weges kommt, zu Füßen und erhält Verzeihung, und wird wieder als Student aufgenommen. Das neue Leben kann beginnen.

Wie sollen wir die Mückenplage bekämpfen?

Von Prof. Dr. E. Martini, Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg

Für den, der seit Jahren genötigt war, sich mit Stechmücken gründlich zu beschäftigen wegen der großen Schäden, die sie als Verbreiter der Seuchen in anderen Ländern anrichten, schien das Interesse, das man in Deutschland bisher diesen Qualgeistern entgegengebracht hatte, merkwürdig gering. Ist es doch in Deutschland tatsächlich gelungen, weite Strecken von der fürchterlichsten Mückenplage vollständig zu befreien und Krankheiten, die bisher jährlich Tausende von Opfern forderten, durch Mückenbekämpfung in kurzer Zeit zum Verschwinden zu bringen. Kommen diese Krankheiten auch für Deutschland praktisch nicht in Betracht, so verdienen doch die Stechmücken jahraus, jahrein das Vergnügen in der Sommerfrische oder auf Ausflügen so vielen Menschen, daß es fast unbegreiflich schien, warum in der Presse bis vor kurzem von ihnen kaum die Rede war.

Das Jahr 1926 mit seiner großen Mückenplage hat nun auch in Deutschland diese Frage stark in den Vordergrund des Interesses gerückt, und es ist viel über die Möglichkeiten einer zweckmäßigen Mückenbekämpfung hin und her diskutiert worden. Besonders die Frage, ob die Winter- oder Sommerbekämpfung der Mücken wichtiger sei, ist hier von Bedeutung, und wir wollen deshalb etwas näher auf sie eingehen, da hierüber noch vielfach falsche Ansichten verbreitet sind. Wenn man die Mücken in Mengen im Keller sah, dann freute man sich wohl und glaubte, durch ihre Vernichtung eine wesentliche Erleichterung geschaffen zu haben. Ja, vielleicht weiß noch ein Bekannter uns zu sagen, daß hier nur Weibchen durchwintern, die Stamm-Mütter für das kommende Jahr. Ja, woher wissen wir denn aber, daß die im Keller sitzenden Mücken die gleichen sind, die uns im Sommer in den Anlagen und Gärten geplagt haben? Es gibt nämlich zahllose Mückenarten, stechende und weit mehr nicht stechende, die von den meisten Leuten nicht unterschieden werden. Die Mücken, die uns im Mai, Juni und Juli plagen, sitzen gar nicht im Winter in den Kellern, sondern sie legen ihre Eier draußen im Freien ab, wo dann im Frühjahr die Larven in den Wässern zum Leben erwachen. Je nach der Witterung verpuppen sie sich dann im Frühjahr und Mitte Mai sind sie bereits alle bereit, die Frühlingsausflieger zu überfallen. Mit den Kellermücken im Winter haben sie also gar nichts zu tun, die meisten von ihnen gehen überhaupt nicht gern in Häuser und Gebäude. Im Hochsommer legen sie ihre Eier ab, worauf die Mütter sterben, nachdem sie schon eine Weile Witwen waren, denn den Männchen hat die Natur ein noch kürzeres Leben beschieden. Unsere gewöhnlichen Waldmücken verschwinden daher mit Anfang August mehr und mehr.

Was wird nun aus den Wintermücken im Keller? Sie fliegen im Frühjahr aus und legen Eier ab auf die Wasseroberflächen in Regentonnen, Gräben usw. Aber das Frühjahr ist für sie eine schlechte Jahreszeit, besonders in Norddeutschland, und ebenso für ihre Brut, und so nimmt ihr Zahl zunächst sehr ab. Erst im Sommer gehen ihre Bruten besser vorwärts und im Hochsommer und Herbst sind sie wieder sehr zahlreich. Die Hauptzeit der einen Art ist also die schwächste Zeit der anderen. Im Hochsommer werden uns also die Kellermücken gelegentlich wieder lästig, daneben beruht aber die Sommermückenplage auch vielfach auf der zweiten Brut der Sommermücke. Gewiß sind mir auch Plagen durch die Kellermücken bekannt geworden, aber sie spielen nur eine untergeordnete Rolle. Im Freien saugen sie offenbar das Blut von anderen Geschöpfen, von Geflügel und Vögeln viel lieber. In der Tat hat man wohl im Winter manchen Groschen nutzlos verpulvert und was A. D. Howard, die erste Autorität der Welt auf dem Gebiet der praktischen Insektenkunde aussprach, daß nämlich die Menschheit heute zwar überall auf dem Kriegspfade gegen die Mücken sei, daß aber dabei durch Unkenntnis noch sehr viel Geld unnötig ausgegeben werde, stimmt

auch für die noch nicht einjährige Bekämpfungssära Deutschlands. Damit soll übrigens nicht gesagt sein, daß nicht nur lokal eine Winterbekämpfung der Mücken notwendig werden kann. Die Bekämpfung der eigentlichen Plagegeister ist also gar nicht so ganz einfach, denn man kann — allein schon der Kosten wegen — schließlich doch nicht alle Seen, Kanäle, Teiche usw. mit Petroleum begießen. Außerdem erzeugen Seen und Teiche zwar Mücken, aber keine Stechmücken. Kleine oder ganz kleine Gewässer, Wasserlächen, höchstens die Ränder von Überschwemmungstümpeln usw., das sind die Brutplätze der lästigsten Mücken, und da kann man sie auch ruhig mit Petroleum und ähnlichem bekämpfen, womit sich übrigens auch die Freunde des Naturschutzes einverstanden erklären dürften.

Wir sollen übrigens auch nicht wahllos alle Tümpel und Teiche „behandeln“, sondern nur die, die der Fachmann als bedeutende Mückenbrutplätze erkannt hat. Durch ein wahlloses Behandeln vernichten wir nämlich sonst unnötig viel BUNDSENGEWÄSSER, nämlich die natürlichen Feinde der Mückenlarven. Diese wohnen allerdings in ihrer Mehrzahl in Gewässern, wo es keine oder nur wenig Stechmückenlarven gibt, und aus diesem Grunde ist der Gedanke, die Stechmücken durch ihre natürlichen Feinde zu bekämpfen, meist illusorisch. Denn schon die Mückenplage beweist, daß die natürlichen Feinde, die ja stets vorhanden sind, das nicht leisten, was wir brauchen. Sommerhin helfen uns natürlich auch die „Mückenfeinde“, soweit sie mit Stechmückenlarven zusammenkommen. Eine Schwammkäferlarve frisst unter Umständen in einem Tage 20 und mehr Mückenlarven, und ähnlich, ja noch stärker, können Stacheln und Salamanderlarven und noch manche andere aufräumen.

Wenn wir also im Kampf gegen die Mücken einige Helfer haben, so ist doch eine dauernde künstliche Bekämpfung der Mückenplage notwendig. Sie muß dauernd sein; denn die Verluste, die wir einer ihrer Kreaturen beibringen, ersetzt die Natur ungeheuer schnell. Die Mücken, die im Winter unser Spray und Pulver unter den Hausmücken gerissen haben, sind sicher, wenn das Jahr günstig für die Mücken wird, und wir im Sommer die Hausmückenbrut dulden, bis zum Herbst mehr als ausgefüllt. Also eine Mückenbekämpfung hat nur Sinn, wenn man sie jährlich, jahraus dauernd durchführen will. Dauerwirkungen haben weder Petroleum noch Salbinal, noch Jllit oder Matton oder wie sie alle heißen. Nur eine dauernde Umgestaltung des Geländes, welche die Brutplätze beseitigt, (drainiert oder ausfüllt) hat Dauererfolg. Um so viel Prozente, wie wir den Mücken Brutfläche entziehen, um so viele wird jedes Jahr die Plage geringer sein, als sie es ohne diese Maßnahme wäre.

Die Tatsache, daß die Mückenbekämpfung dauernd sein muß, daß sie viel Geld kostet, daß die einfachste Methode, die Bekämpfung in den Stellern im Winter auch die wenigst wirksame, vielfach ganz nutzlos ist, erfordert, ernstlich vorher zu überlegen, wo die Mückenplage wirklich so schädlich ist, daß sie in unserer Zeit schwerer wirtschaftlicher Belastung zu verantworten ist. Die allgemeine Belastung des Grundbesitzes mit der Aufgabe, ihre Gewässer regelmäßig zu behandeln, kann dieser Forderung nicht entsprechen, wird auch in der Praxis undurchführbar sein. Sonst könnte es keine Malariagebiete in Italien und manchen anderen Ländern mehr geben.

Sehr bemerkenswert ist auch, daß man die Waldmücken von vornherein nach Nachrichten in verschiedenen Zeitungen aus der Mückenbekämpfung weggelassen hat. Sind auch gerade unsere Wälder die Lieblingsziele für den, der im Sommer Erholung und Ruhe in der Natur sucht, und sind auch sie gerade besonders voll von Stechmücken, so hätte man doch mit der Zustimmung, alle Tümpel und Teiche der Wälder zu behandeln bei den Forstverwaltungen, sowohl den staatlichen und kommunalen als denen der Großgrundbesitzer, einen Widerstand gefunden, denn man wohl besser aus dem Wege geht. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht Forstverwaltungen an sich sehr entgegenkommend sind, sobald die Notwendigkeit solcher Maßnahmen wirklich ersichtlich ist, aber andererseits ist der Forstmann auch zu guter Biologe, um nicht zu wissen, daß Mückenalamitäten wie die vorjährige ihren natürlichen Ausgleich finden und daher nicht zu hastigen und unüberlegten Verfahren führen dürfen in Gegenden, wo man bisher noch keine Notwendigkeit der Mückenbekämpfung gefunden hat.

So erfreulich es an sich ist, daß 1926 mit seiner Mückenplage einmal zum Nachdenken angeregt hat, ob wir die Minderung des Lebensgenusses, den die Stechmücken nun einmal bedeuten, uns hilflos gefallen lassen müssen, und so wünschenswert es wäre, wenn eine erhöhte Aktivität nach dieser Richtung hin, wie sie andere Länder schon vorbildlich entwickelt haben, einsetzten würde, besonders in Kurorten, Sommerfrischen, Stadtparks und um beliebte Sportplätze und Ausflugsziele, so bedauerlich wäre es, wenn eine Vielgeschäftigkeit ohne genügende Einzelprüfung zu Übertreibungen, zu übertriebenen Kosten und Belastungen der Grundeigentümer und damit zu einem unsehlbaren Rückschlag führen würde. Erst sachverständige Prüfung, dann Pläne und Anschlag, dann Entschcheidung, ob oder nicht, und wenn ja, dann beharrliche Durchführung, das ist der einzig mögliche Weg.

Zur Gindenburg-Spende

Führer und Vorkämpfer ist der Mann, der vergangene Größe durch Gegenwart führt zur Zukunft an.
Walter von Dolo.

„Die Mythen der Seele“

„Wie ernstlich grob und unbrauchbar sind nicht Worte, wenn es gilt jene Gebiete der Seele zu schildern, in welche die Sprache, trotzdem daß oder weil sie darin wurzelt, nicht einzudringen vermag!“ Wie tragisch ist diese Erkenntnis und um wieviel tragischer klingt sie im Ausruf eines Menschen, der sich zur Aufgabe eines Lebens gemacht hat, eben jene Gebiete der Seele in sprachlicher Gestaltung zu schildern, — Gebiete, die den Greifwerkzeugen des Körpers, Hände genannt, wie den Greifwerkzeugen des Geistes, recht bildhaft Begriffe genannt, sich immer entziehen wie ein Traum mühseligem Gernern!

Rudolf Kassner hört jedoch nicht auf, den einmal beschrittenen Weg weiter zu gehen. So erscheint jedes neue Werk von ihm als eine neue Phase des Ringens um den Ausdruck für beinahe Unausdrückbares, um die Form eines beinahe oder doch zumindest noch herkömmlicher Vorstellung Formloses. „Die Mythen der Seele“ (Insel-Verlag, Leipzig) haben es mehr als manches frühere Buch Kassners mit eben diesem eigentlichen, innersten Schaffensproblem des Autors zu tun. Sie handeln, diese Essays, von jenem Wesentlichen des Menschseins, das mit Persönlichkeit oder Charakter nur unvollkommen angedeutet wird, weil es etwas ist, das weit über die Grenzen der Individualität hinausreicht. Da ist etwa der Hellhändler Kijisch, den der Autor als Kind gefaßt hat und in dessen Art, zu gehen, täglich den gleichen Weg zu gehen, die mythische Gestalt Ahasbers — nicht individuell, sondern volksmäßig-schicksalhaft — sich ihm offenbart. Oder ein junges Mädchen, Ellen, dessen von der Umwelt verkannte, traumhafte Wesensart durch den immer von Neuem unternommenen Vergleich mit zwei anderen Mädchen zu verständlichen gesucht wird. Diese aus dem unmittelbaren Erleben heraus gestalteten Betrachtungen einer in den Mitteln zwar überlegenen, übrigens aber tief mitfühlenden Weisheit sind Meisterstücke eines physiognomischen Tiefsinns, Meisterstücke um so mehr, als auch der mit der anspruchsvollen Diction Kassners unvertraute Leser dem erhellenden Eindruck dieser Darlegungen nicht sich zu entziehen vermag.

Weiter ins Menschheitliche und damit freilich auch weiter ins Reich des rein Gedanklichen führen die beiden anderen Stücke des Buches, die in Gesprächsform, immer irgendwie mit Vorstellungen antiker Geisteswelt verknüpft, den Unterschied zwischen dem uralten, vom Selbstbewußtsein noch nicht überbrückten Zustand der Menschenseele, einen Zustand beständiger, traumähnlicher Verwandlung, und ihrem späteren, unmythischen, durch Vernunft und Zweckzinn begrenzten Zustand auszumachen suchen und schließlich die Idee der menschlichen Größe am erdachten Beispiel des vom Kult menschlicher Auslese bestimmten Schicksals einer städtisch gewordenen Volkheit.

Es ist natürlich nicht so, daß die in diesen Überlegungen enthaltenen Erkenntnisse gleichsam auszugswweise mitgeteilt werden könnten. Kassner selbst kommt oft nur auf dem Umweg über Gleichnisse zu ihnen, überläßt den letzten Schluß dem geistigen Gefühl des Lesers, weil einer langjähigen Formung die (im Lauf eines dieser Gespräche von einem Beteiligten, einem Dichter beklagte) Zweideutigkeit der Worte zu sehr im Wege ist. Der außerordentliche Reiz dieser Erörterungen, für deren Kennzeichnung mit dem Ausdruck Philosophie ebenso sehr zu wenig wie zu viel getan wäre, liegt oft und oft gerade in der Wahl solcher Gleichnisse, durch deren Bildhaftigkeit mitunter eine Klarheit herbeigeführt wird, um welche der Wortbegriff sich vergebens bemüht.

Rudolf Kassners Aufsätze und Gespräche gehören zu dem Erlesensten, was dem deutschen Sprachgeist der Gegenwart entsprungen ist; durch „Die Mythen der Seele“ sind diese erlesenen Werte um ein beträchtliches Gut bereichert worden.
WIL Scheller.

Zeitschriftenschau

Der Lebensstil der berufstätigen Frau

Unter der großen Menge jüngerer Frauen, die selbständig im Lebenskampf stehen, wird das Bedürfnis nach Gestaltung von Lebensformen, die ihrer Tätigkeit angepaßt sind und zugleich Raum für ihr persönliches Dasein lassen, immer dringender und schmerzhafter.

So schreibt Dr. Silde Schoch im neuen Septemberheft der Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur“ einen größeren und sehr beachtlichen Aufsatz über den Lebensstil der berufstätigen Frau. Eindeutig unzureichend ist die Aufgabe: Lebensform und äußerer Stil mit Arbeit und Individualität in Einklang zu bringen. Neben diesem Beitrag, der zumindest von allen berufstätigen Frauen gelesen werden sollte, werden in zwei weiteren Aufsätzen von E. A. Thies über Daumiers Ehebuch und von Hedda Dänger-Vanotti über Eheschließung oder Scheidung Wege aus Eheleiden und Ehezerstückelung aufgezeigt.

Die vielumstrittene Frage der modernen Typenhäuser und unsere anspruchsvolle Wohnkultur behandelt Dr. G. Pechmann. Neue handgemalte Stoffmuster zeigt Frau Köhring-Ranz, Berlin, und Else Pofmann, Berlin, schreibt dazu ein Begleitwort über eines unserer kulturell und wirtschaftlich wichtigsten Probleme „Handwerk oder Maschine“.

Auch die praktische Seite fehlt in diesem Heft nicht. Ein Artikel berichtet über die Tätigkeit der hauswirtschaftlichen Versuchsstelle Leipzig. Dr. A. Kalb-Müller gibt wichtige Ratschläge über die Pflege der Haut und Haut über die neuen Erfolge bei Heilung der Nachtblindheit.

Ausgewählte Vorbilder für herbstliche Kleider, reizvolle Neuheiten in Wollstoffen für Erwachsene und Kinder stellen das Heft reichlich aus und der beigegebene Schnittmusterbogen bietet eine willkommene Ergänzung.

Das neue Einzelheft kostet 1,20 RM, im Abonnement vierteljährlich 3 Heft 3 RM portofrei. Ältere Probenummern kostenlos durch den Verlag G. Braun, Karlsruhe i. B. oder jede Buchhandlung.

„Angeborene“ Infektionskrankheiten

Von Dr. E. Kabisch, Berlin

Darüber, daß die Kinder ihren Eltern und ihren Vorfahren ähnlich werden können und daß man auch in der Mehrzahl der Fälle eine solche Ähnlichkeit feststellen kann, ohne in phantastische Auswüchse zu verfallen, ist kein Zweifel. Zumeist ist es bei der Feststellung von erblichen Eigenschaften doch ratsam, nichts in die Gesichtszüge hineinzulegen, sondern herauszulesen, ob Ähnlichkeiten mit Verwandten vorhanden sind. So sind in der Mehrzahl der Fälle die Gesichtszüge von Stodtkiffenkindern so unausgeprägt, teils auch so uncharakteristisch, daß es mich oft Mühe kostete, das Lachen zu unterdrücken, wenn die lieben Verwandten darüber streiten, ob das Lächeln mehr der Mutter oder dem Vater ähnelt. Schließlich ist zwar richtig, daß alles, was wir in uns haben, irgendwie durch die Eigenschaften unserer Vorfahren bestimmt ist. Aber zwischen dieser Gewißheit und der Möglichkeit, genaue Aussagen machen zu können, ist ein großer Unterschied.

Wir wollen uns hier ein wenig zunächst mit der sogenannten Erblichkeit der Infektionskrankheiten befassen. Eine Infektionskrankheit ist eine Krankheit, welche durch einen von der Außenwelt stammenden Keimen Organismus hervorgerufen wird. Dieser Mikroorganismus muß im Körper des Menschen Bedingungen vorfinden, welche ihm ein Gedeihen erlauben. Ein Bazillus allein oder auch tausende von diesen Lebewesen, sind noch keine Krankheit! Ebenso wichtig wie die Bazillen sind zur Infektionskrankheit die Lebewesen, in denen sie leben können. Hieraus ergibt sich ganz von selbst, daß eine Infektionskrankheit auf zwei Wegen entstehen kann; entweder so, daß ein Keim, der starke Kräfte in sich hat, um den Menschen zu schädigen, auf irgend eine Weise in den menschlichen Körper kommt — oder daß ein Keim, der in den Körper kommt — oder auch an und für sich in ihm schon immer vorhanden ist — (z. B. im Darm) — plötzlich dadurch besser gedeihen kann, daß der Körper durch anderweitige Schädigungen an Widerstandskraft verliert. Da nun, wie jeder beobachten kann, die Menschen gegen alle möglichen Krankheiten ganz verschieden empfindlich sind, ja ein und dieselbe Krankheit, welche nachweislich aus ein und derselben Infektionsquelle stammt, schwer und leicht verlaufen kann oder auch überhaupt nicht zu einer Erkrankung führt, müssen wir annehmen, daß diese verschiedene Widerstandsfähigkeit von ausschlaggebender Bedeutung sein kann. Eine Veranlagung zu gewissen Krankheiten nennt man in der Medizin eine Disposition. Man kann in unserem Falle dies Wort mit Krankheitsbereitschaft übersetzen. Zum Ausbruch einer Infektionskrankheit bedarf es also zweier Dinge, des Infektionserregers und der Empfänglichkeit des Menschen.

Nach diesen Ausführungen ist ersichtlich, daß der eine dieser beiden Faktoren, nämlich der Infektionserreger, der Bazillus unter keinen Umständen als erblich übertragbar angenommen werden kann. Der Tuberkelbazillus oder ein sonstiger Erreger ist ja auch kein Privateigentum der Familie Müller oder Schulze, er gehört überhaupt nicht zum Menschen. Andererseits kann aber in einer Familie erblich sein, daß alle Männer dünne schlanke schwächliche Menschen sind. Von solchen Menschen mit den steil abfallenden Rippen wissen wir, daß sie sehr viel mehr für Tuberkulose empfänglich sind als die untersehten Keinen Figuren. Die Anlage zu einer Infektionskrankheit kann also erblich werden, — nie aber kann es durch die ererbte Anlage allein zu einer Erkrankung kommen. Die Eltern sind es ja aber, welche die Anlage auf die Kinder vererben, sie selbst haben oft auf Grund ihrer eigenen Anlage eine Tuberkulose — um bei obigem Beispiele zu bleiben. Die Kinder kommen also mit der Anlage zur Aufnahme von Tuberkelbazillen auf die Welt, die Bazillen haben sie gleich durch ihre Eltern in ihrer nächsten Umgebung. Sofort ist also der Grundstein für die Erkrankung gelegt — Disposition und Bazillen sind da. Daher findet man ganze Familien an Tuberkulose erkrankt, und es bedürfte genauer Beobachtungen, um festzustellen, daß in Wirklichkeit der Neugeborene nie Tuberkulose hat. Selbst wenn die Mutter unter der Geburt an Tuberkulose leidet, ist in vielen Fällen ein gesundes Kind geboren worden.

Es ist nun nicht bei allen Krankheiten so, daß die Erreger während der Schwangerschaft nicht auf das Kind im Mutterleibe übergehen. Bei der Syphilis ist dies aber die Regel. Dazu kommt, daß wir der Disposition des einzelnen Menschen bei dieser Krankheit keine so einflussreiche Rolle zusprechen dürfen, jeder hat eine gewisse Empfänglichkeit für diese Erkrankung und daher kann jeder erkranken. Damit aber der Embryo im Mutterleibe von der kranken Mutter infiziert werden kann, ist erforderlich, daß bei der Mutter Erreger in den Mutterlachen (Placenta) gelangen, um auf diesem Umwege das Kind zu erreichen. Ob nun Erreger in den Mutterlachen gelangen, hängt davon ab, ob die Mutter nur an einigen Stellen ihres Körpers Erreger trägt, oder ob sie völlig mit den Keimen durchsetzt ist. In der jahrelang dauernden sekundären oder zweiten Erkrankungsperiode der Syphilis ist der ganze mütterliche Körper durchsetzt. Ohne Behandlung findet daher gewöhnlich eine Übertragung auf das Kind statt. In der dritten Periode der Erkrankung finden sich die Erreger jedoch mehr auf einzelne Regionen des Körpers beschränkt, hier nimmt man an, daß eine Geburt eines gesunden Kindes stattfinden kann. Wenigstens sind Kinder geboren worden, welche keinerlei Anzeichen einer Erkrankung erkennen ließen. Wie steht es nun mit einer Übertragung der Erkrankung von dem erkrankenden Vater auf das Kind? Diese findet nie direkt statt. Ist der Vater krank und die Mutter gesund, so kann der Vater die Mutter anstecken und diese überträgt dann die Erkrankung auf das Kind. Eine Infektion des Kindes direkt durch den Samen, ohne daß die Mutter erkrankt wäre, ist bisher noch nicht beobachtet worden.